

Klaus-Jürgen Bremm

# Die Türken vor Wien

Zwei  
Weltmächte  
im Ringen  
um Europa

wbg **THEISS**





*Iver der Geestelyke en Verelyke in Voenen, int ruinceren N. 4. Ardeur des Afréges tant Ecclesiastiez qu'à autres pour ruiner en verbränden der Turksé werken, en Logementen. Der R. de Hooghe. Aufs: et brûler les Logements et travaux des Turcs.*

Abwehrkampf auf den Mauern Wiens 1683. Wien-Belagerung Nr. 4, Radierung von Romeyn de Hooghe nach den Zeichnungen von Jacobus Peeters.

Klaus-Jürgen Bremm

# Die Türken vor Wien

Zwei Weltmächte  
im Ringen um Europa

**wbg**THEISS

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung  
des Verlages unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die  
Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

wbg Theiss ist ein Imprint der wbg.

© 2021 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt)

Lektorat: Christina Kruschwitz, Berlin

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

ISBN 978-3-8062-4132-7

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-4133-4

eBook (epub): 978-3-8062-4134-1

# Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Impressum](#)

# Inhalt

Von der Fiktion der einigen Christenheit zum territorialen Machtstaat

## Teil I

### Ein Weltreich des Schreckens

1. Prolog an Save, Drau und Mur
2. Fürsten des Horizonts
3. Ungarns Untergang in Etappen
4. Ein Spanier in Wien und die vergiftete ungarische Erbschaft
5. »Mit Freuden getrost dreinschlagen«
6. 1532! – Das Duell der kaiserlichen Giganten findet nicht statt

## Teil II

### Seekrieg

1. Triumph in Tunis (1535) – Scheitern vor Algier (1541)
2. Der »Skandal von Toulon«
3. Todeskampf auf Malta (1565)
4. Der Fall von Szigetvár (1566)
5. Venedig kämpft um sein Überleben
6. Epilog in Algier

## Teil III

### In Ungarn nichts Neues

1. Der »Lange Türkenkrieg« von 1593 bis 1606
2. Zwischen Türkenfurcht und Obrigkeitkritik
3. Das lange Ende des »Langen Türkenkrieges« (1606)

## Teil IV

### Die Wende

1. [Ende eines 70-jährigen Waffenstillstandes](#)
2. [Prelude zum »Großen Türkenkrieg« 1664](#)
3. [Venedigs Illias](#)
4. [Wien 1683](#)
5. [Siegreicher Ausklang des großen Türkenjahres](#)

## Teil V

### **Habsburg erobert Ungarn**

1. [Das Pendel schlägt zurück](#)
2. [Atempause für die »Hohe Pforte«](#)
3. [Zwei Dörfer und ein Frieden «](#)

## Teil VI

### **Russland ergreift das Kreuz**

1. [Asow gewonnen und fast ein Heer verloren](#)
2. [Letzte Triumphe des Savoyer Prinzen «](#)
3. [Belgrad und die Ehre verloren](#)
4. [Die Faszination des »Wilden«](#)
5. [Das Ende einer Großmacht](#)
6. [Katharinas Teilungsfantasien](#)

[Epilog – »Die Türkei ist ein Sterbender«](#)

[Fazit](#)

[Zeittafel](#)

[Anmerkungen](#)

[Literaturverzeichnis](#)

[Bildnachweis](#)

[Register](#)



## Einleitung

### Von der Fiktion der einigen Christenheit zum territorialen Machtstaat

»Im Mittelpunkt des Abends aber stand ein lebender Fasan, der eine schwere Kette aus Gold und Edelsteinen um den Hals trug. Der ›Riese Hans‹, der sich auch bei anderen Gelegenheiten hervorgetan hatte, stellte den Sultan dar. Eine die ›Frau Kirche‹ verkörpernde Darstellerin beklagte die Eroberung Konstantinopels und forderte die christliche Ritterschaft eindringlich auf, ihr zu Hilfe zu kommen. Daraufhin gelobten der Herzog [Philipp der Gute] und alle Herren des Goldenen Vlieses, den Kreuzzug zu unternehmen. Sie schworen dies bei Gott, Unserer Lieben Frau und seltsamerweise auch bei dem Fasan.«

*Olivier de la Marche über das burgundische Fasanenfest am 17. Februar 1454 in Lille*<sup>1</sup>

»Wenn Du Dein Reich unter den Christen ausweiten und Deinem Namen möglichst großen Ruhm verschaffen willst, brauchst Du dazu nicht Waffen, nicht Heere und nicht Flotten. Eine Kleinigkeit kann Dich zum größten, mächtigsten und berühmtesten aller heute lebenden Menschen machen. [...] Es sind ein paar Tropfen Wasser, mit denen Du getauft wirst, Dich zu den Sakramenten der Christen bekennst und an das Evangelium glaubst. Wenn Du dies tust, wird es auf Erden keinen Fürsten geben, der Dich an Ruhm übertrifft oder Dir an Macht gleichkommt.«<sup>2</sup>

Es war der italienische Humanist und Meisterredner Enea Silvio de Piccolomini, der diese lockenden Worte wohl im Herbst 1461 an Sultan Mehmed II. richtete, den Eroberer Konstantinopels und Schrecken der lateinischen Christenheit. Die kühne Idee, den machtbewussten Herrscher der Osmanen zu einem zweiten Konstantin zu machen, entstammte nicht etwa der überschießenden Fantasie eines Privatgelehrten oder Außenseiters in der literarischen Welt Europas. Immerhin trug der am 18. Oktober 1405 in Corsignano bei Siena geborene Piccolomini seit dem 19. August 1458 die

päpstliche Tiara und nannte sich seither Pius II. Dieser Papst war alles andere als ein Appeaser gegenüber Sultan und Islam.

Ludwig Freiherr von Pastor, in seiner Zeit der bedeutendste Historiker des Papsttums, nannte ihn zu Recht einen rastlosen Protagonisten des Kreuzzuges, der sich »inmitten einer Welt von Selbstsucht« unermüdlich dafür eingesetzt habe, »die abendländische Kirche und Zivilisation« vor der Vernichtung durch das Osmanentum zu bewahren.<sup>3</sup> Zuletzt hatte sich Pius sogar entschlossen, trotz seines Alters und seiner körperlichen Beschwerden persönlich einen Kreuzzug gegen die »Türken« anzuführen.

Über die Motive des Oberhauptes der lateinischen Kirche, ausgerechnet dem scheinbar grimmigsten Feind der Christenheit bei der Errichtung eines zweiten christlichen Weltkaisertums assistieren zu wollen, ist viel gerätselt worden. Ungewiss ist, ob der »wahrlich irritierende Brief«, so der Florentiner Mediävist Franco Cardini,<sup>4</sup> überhaupt jemals den Weg nach Konstantinopel gefunden hat.<sup>5</sup> Dass er im Corpus der diplomatischen Schriftstücke des Kirchenstaates archiviert wurde, spricht ebenso wie die zweimonatige Bearbeitungszeit des Textes dafür, dass es sich um mehr als eine bloße Rhetorikübung gehandelt haben muss. Sollte der Brief tatsächlich nur der sarkastischen Ermahnung der hoffnungslos zerstrittenen Fürsten Europas gedient haben, wie es Cardini vermutet, wäre allerdings zu fragen, weshalb der Papst seinem fiktiven Angebot an Mehmed II. noch eine langatmige Widerlegung der islamischen Lehre hätte folgen lassen sollen.<sup>6</sup>

Vieles deutet darauf hin, dass sich Pius schon nach der gescheiterten Konferenz von Mantua (1459) zu seinem außergewöhnlichen Schritt entschlossen hatte. Wieder einmal war nur sechs Jahre nach dem Untergang des byzantinischen Kaisertums der päpstliche Appell an die europäischen Herrscher, sich endlich gemeinsam der Türkengefahr zu stellen, auf taube Ohren gestoßen. »Mantua« hatte gezeigt, dass die Idee der lateinischen Christenheit als handlungsfähiger Gemeinschaft, damals die gängige Chiffre für »Europa«, nicht mehr als eine gern bemühte Fiktion war. An kaum einem Hof seien die päpstlichen Legaten, welche seine Einladungen nach Mantua überbracht hatten, ernst genommen worden, so Pius II. in seiner ernüchternd ausfallenden Bilanz an die Kardinäle.<sup>7</sup> Zwar mochte wohl keiner der Potentaten Europas die von den Osmanen ausgehende Gefahr bestreiten, und der Verlust Konstantinopels hatte in allen Residenzen der lateinischen Christenheit echtes Entsetzen und Trauer hervorgerufen. Kein

Fürst jedoch konnte oder wollte von seinen lange verfolgten Ambitionen und Rivalitäten lassen. Selbst ein glühender Verfechter der Kreuzzugs-idee wie Herzog Philipp der Gute von Burgund hatte 1454 vor allem mit Blick auf die Ambitionen König Karls VII. von Frankreich nur ein bedingtes Gelübde leisten wollen: Er würde gehen, wenn die Länder, die Gott ihm zu regieren anvertraut habe, in Sicherheit und Frieden lebten.<sup>[8]</sup> Jeder christliche Herrscher, der tatsächlich das Kreuz nahm, musste damit rechnen, dass sämtliche Rivalen seine Abwesenheit zum eigenen Vorteil nutzten. Die nicht wenigen Feinde Venedigs wiederum befürchteten, dass am Ende allein die *Serenissima* von den erhofften Gewinnen im Orient profitieren würde.

Pius' ideologischer Paradigmenwechsel, der in dem »barbarischen« Feind vom Bosphorus plötzlich einen möglichen Verbündeten sah, war entgegen dem ersten Anschein keineswegs völlig weltfremd. Geschichten über Mehmeds intensives Interesse an der griechisch-römischen Antike und an den Feldzügen Alexanders und Caesars machten längst im Westen die Runde. Privat schien der Sultan ein Freigeist, der sich mit schiitischen Lehren aus dem Iran ebenso beschäftigte wie mit den Dogmen des orthodoxen Christentums. Dem griechischen Kleriker Gennadios Scholarios, dem ersten Patriarchen von Konstantinopel unter osmanischer Herrschaft, hatte Mehmed immerhin aufgetragen, einen Leitfaden des christlichen Glaubens zu verfassen, und bei den Genuesen in Pera soll er auch einmal einer Messe nach lateinischem Ritus beigewohnt haben. Der aus Konstantinopel geflohene und später zum Berater des Papstes avancierte Theodoros Spandounes berichtet in seiner Türkengeschichte, dass der Sultan sogar ein großer Verehrer christlicher Reliquien gewesen sei, vor denen er stets Kerzen habe anzünden lassen.<sup>[9]</sup>

Eine Konvertierung des Sultans zum Christentum schien somit, wenigstens aus der Ferne betrachtet, keineswegs undenkbar. In seinem Brief an Mehmed II. zählte der Papst vier historische Beispiele auf, die aus seiner Sicht belegten, dass der Religionswechsel eines Herrschers, hieß er nun Konstantin, Chlodwig, Rekkared oder Agilulf, den Übertritt jeweils des gesamten Volkes zur Folge gehabt hatte. Mehmed brauche auch keine Sorge vor einem Aufstand seiner alttürkischen Gefolgsleute zu haben, denn deren gewiss zu erwartenden Widerstand könne er mithilfe der zahllosen ehemaligen Christen in seinem Dienst, den sogenannten Renegaten, leicht überwinden. Pius zeigte sich in seinem Brief entgegen aller bisher von ihm

und seinen Vorgängern eifrig verbreiteten Gräuelmeldungen über das Reich des Sultans erstaunlich gut über die wahren Verhältnisse am Bosphorus informiert. Er kannte die Bruchlinie, die in der hybriden osmanischen Gesellschaft zwischen der neuen Elite aus übergelaufenen Christen und den alttürkischen Familien verlief. Es war auch allgemein bekannt, dass der damalige Großwesir Mahmud Pascha Angelović aus dem im Kosovo gelegenen Novo Brdo stammte und wohl kurz nach dem Regierungsantritt Murads II. als Opfer der berüchtigten osmanischen Knabenlese an den Hof des Sultans in Edirne gekommen war. Einer seiner Nachfolger wiederum war Hersekzade Ahmed Pascha, der Sohn eines bosnischen Fürsten aus Mostar, der als freiwillig zum Islam konvertierter Renegat unter insgesamt drei Sultanen das höchste politische Amt im Reich bekleiden sollte.<sup>[40]</sup>

So wie diese und unzählige andere ehemalige Christen im Dienste des Sultans einst aus Ehrgeiz und Eigennutz den Religionswechsel vollzogen hatten, würden sie, versprach Pius II., aus kalter Berechnung wieder zum Christentum zurückkehren, wenn nur ihr Herrscher ihnen voranschritt.

Die *Epistula ad Mahumetum* markierte gleichwohl nur eine kurze, aber umso erstaunlichere Volte im geistigen Schaffen des Papstes, der als Humanist seine literarische Karriere mit dem Verfassen anstößiger Liebeskomödien begonnen hatte. Erst 1446 war Enea Piccolomini Kleriker geworden, und sein Leben wollte er damit beschließen, die Christenheit auf einem von ihm ausgerufenen Kreuzzug gegen die Türken selbst anzuführen. Doch als endlich am 12. August 1464 die venezianische Flotte im Hafen von Ancona eintraf, dem Versammlungsort der Kreuzfahrer, lag Pius II. bereits im Sterben und eine pestartige Seuche hatte das in der Stadt wartende Heer zerstreut.<sup>[41]</sup>

Wie schon bei der erfolgreichen Verteidigung Belgrads im Jahre 1456, bei der ein zusammengelaufener Haufe aus Bauern, niederen Klerikern und Studenten unter Führung des charismatischen Kreuzzugspredigers Johannes von Capestrano die sieggewohnte Armee des Sultans völlig in die Flucht geschlagen hatte, so war auch der Kreuzzugsappell von Ancona nur bei Unterschichten und Abenteurern auf Interesse gestoßen. Selbst aus der fernen norddeutschen Stadt Lübeck hatte sich eine stattliche Anzahl von Männern auf den beschwerlichen Weg über die Alpen nach Italien gemacht. Dagegen waren die Eliten der lateinischen Christenheit trotz der Katastrophe von 1453 kaum bereit, ihren wohlfeilen Absichtserklärungen

endlich Taten folgen zu lassen. Die italienische Staatenwelt lag seit Jahrzehnten miteinander im Krieg und traditionelle Feinde wie Genuesen und Venezier suchten sogar die Unterstützung des Sultans für ihre bewaffneten Händel im östlichen Mittelmeer. Der erst 1454 in Lodi von Papst Calixtus III. unter den Mächten Italiens vermittelte Friede hatte nicht lange gehalten. Selbst die Herzöge von Burgund, lange Zeit glühende Protagonisten der Kreuzzugs-idee, zogen es inzwischen vor, fallweise mit Eidgenossen oder Franzosen Krieg zu führen, während Kaiser Friedrich III., den Piccolomini vormals als Sekretär auf etlichen Reichstagen vertreten hatte, sogar mit dem eigenen Bruder die Klingen um den Besitz der Stadt Wien kreuzen musste.

Noch heute ist man schnell geneigt, den spätmittelalterlichen Eliten sträfliche Kurzsichtigkeit angesichts der scheinbar ungestillten Eroberungssucht der Sultane vorzuwerfen, die seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im östlichen Mittelmeerraum eine christliche Enklave nach der anderen mit atemberaubender Schnelligkeit überrannten. Das meiste, was die päpstliche und später auch die habsburgische Propaganda über die Gefahren und Gräueltaten verbreitete, die Europa von den angeblich nach der Weltherrschaft strebenden Sultanen drohten, erwies sich im Rückblick als weit überzogen. Obwohl die osmanischen Herrscher von Mehmed II. dem »Eroberer« bis zu Süleyman dem »Prächtigen« über die größte und zugleich effektivste Armee der damaligen Welt verfügten, reichten die Kräfte ihres Reiches nicht aus, ihre gefürchteten Rossschweife weit über die Donau hinaus nach Mitteleuropa hineinzutragen. Allein der nach Belgrad führende Anmarsch des osmanischen Heeres, das sich traditionell im thrakischen Edirne sammelte, nahm je nach Witterung fast drei Monate in Anspruch. Die Eroberung Ungarns betrieb Süleyman trotz seines leichten Sieges bei Mohács (1526), ob aus Ungeschick oder Desinteresse, nur sehr zögerlich. Erst nach drei weiteren Feldzügen sollte er sich 1541 entschließen, wenigstens einen Teil des längst wehrlosen Landes als osmanische Provinz einzurichten. Sein wohl bekanntestes militärisches Unternehmen, der Angriff auf Wien im Jahre 1529, erfolgte erst in der letzten Septemberhälfte und damit viel zu spät. Die nur dreiwöchige Belagerung ließ der allmächtige »Großherr« auch keineswegs mit letzter Konsequenz betreiben. Es ist nicht auszuschließen, dass Süleyman seinen spektakulären Zug ins Reich

überhaupt nur unternahm, um die Beuteansprüche seiner schon murrenden Truppen zu befriedigen, was sich natürlich wunderbar mit einer Einschüchterung des »unbotmäßigen« Habsburgers Ferdinand verbinden ließ. Eine dauerhafte Eroberung von Reichsgebieten stand dagegen, trotz der stimulierenden Reden von Wien als dem von allen Rechtgläubigen ersehnten »Goldenen Apfel«, nie auf der Agenda der Sultane. Zu seinem letzten Feldzug nach Ungarn im Sommer 1566 war Süleyman nach 23-jähriger Abwesenheit erst nach der Niederlage gegen die Malteser Johanniter zu bewegen, als er das angeschlagene Ansehen seines Reiches durch einen leichten Sieg über die schwächlichen Habsburger wiederherstellen musste.<sup>12</sup>

Auch war die Kriegführung der Osmanen nicht brutaler als die der europäischen Fürsten untereinander. Zwar begingen die Sultane und ihre Großwesire gelegentlich »barbarische« Grausamkeiten, nutzten sie aber bewusst als Instrument der Einschüchterung, um unter ihren Gegnern Angst und Schrecken zu verbreiten. Selbst die seit 1469 jahrelang wiederholten Raubzüge der berühmten *Akıncı* in den habsburgischen Erblanden gingen nicht über die rauen Kriegsbräuche der Zeit hinaus, die eine grundsätzliche Schonung von Zivilisten gar nicht vorsahen. Mutwillige Zerstörungen von Hab und Gut der Hintersassen eines Gegners galten im Rahmen des alten Rechtsmittels der Fehde auch im Heiligen Römischen Reich bis zu ihrem Verbot (1495) und tatsächlich noch lange darüber hinaus als reguläre Kriegsmaßnahme unter gesellschaftlich Gleichrangigen.<sup>13</sup>



Kriegsgreuel der Türken. Radierung von Romeyn de Hooghe, 1673.

Süleyman und seine Nachfolger unternahmen auch nie den Versuch, die mit der Reformation aufgerissene Kluft zwischen Kaiser und protestantischen Ständen zu ihren Gunsten zu nutzen und Teile des Reichs in Besitz zu nehmen. Sogar den Dreißigjährigen Krieg konnten die Habsburger ein Jahrhundert später führen, ohne von den Osmanen ernsthaft gestört zu werden. Gleichwohl hat sich fast bis in die Gegenwart das dramatische Bild einer epochalen Dauerkonfrontation zwischen Kaiser und Kalifen, zwischen Kreuz und Halbmond, erhalten. So sprach Winfried Schulze in seiner 1978 erschienenen Studie über das Reich und die Türkengefahr noch von einem »Aufeinanderprall zweier völlig divergierender Kulturen«<sup>[14]</sup> und Klaus Peter Matschke drei Dekaden später sogar von einem »säkularen Vorstoß der osmanischen Türken bis nach Mitteleuropa«, der »die christliche Welt des lateinischen Westens zeitweise existenziell in Frage gestellt« habe.<sup>[15]</sup>

Allenfalls die Dauerfeindschaft mit den schiitischen Safawiden im Iran habe, so Pamela Brunnert, den notorischen Drang der Osmanen nach Mitteleuropa gebremst.<sup>16</sup> Nicht kühle Staatsräson, sondern der stete Imperativ des Heiligen Krieges (Djihad) habe demnach das Handeln der Sultane bestimmt. Derartig schematische Sichtweisen sind inzwischen einer differenzierteren Analyse des osmanischen Staatswesens gewichen, die nach seiner inneren Logik, den militärischen Ressourcen und den dominierenden Strategien der Herrscher am Bosphorus fragt.

Kulturhistorische Betrachtungen wiederum versuchen, die damals in Europa vorherrschenden »Türkenbilder« zu hinterfragen, und betonen gegenüber dem lange vorherrschenden Topos eines dauerhaften Antagonismus inzwischen auch den fraglos praktizierten Kulturaustausch.<sup>17</sup> Gleichwohl war es zu keiner Zeit ein Geben und Nehmen auf Augenhöhe. Den Franzosen, Schweden und schließlich auch Friedrich von Preußen waren die Sultane als Bundesgenossen gegen Habsburg und Russland zwar hochwillkommen, doch zu echten Mitgliedern der »europäischen Streitgemeinschaft« wurden die Herrscher am Bosphorus deshalb nie. Gemeinsame Lebensgewohnheiten, Kleidung und Habitus innerhalb der europäischen Adelskultur standen einer solchen Einbeziehung der Fremden aus dem Osmanischen Reich entgegen.<sup>18</sup> Noch im frühen 17. Jahrhundert mussten Habsburgs Gesandte an der »Hohen Pforte« wahre Drahtseilakte vollziehen, um nicht den Zorn des Großherrn herauszufordern, der sie jederzeit unter Hausarrest stellen oder sogar unter Todesdrohungen in den Kerker werfen lassen konnte. Es war daher nicht verwunderlich, wenn etwa der Freiherr Hans Ludwig von Kuefstein, der im Jahre 1628 eine Großbotschaft Kaiser Ferdinands II. an den Hof des Sultans angeführt hatte, als Erstes in der Wiener Minoritenkirche seinem Herrgott für seine glückliche Rückkehr dankte.<sup>19</sup>

Nicht übersehen werden darf auch, dass es trotz der zunächst verheerenden Niederlagen der christlichen Armeen zu einem beträchtlichen Transfer zumindest technischer Innovationen aus Europa in den Herrschaftsbereich der Sultane kam. Er kenne keine andere Nation auf der Welt, die sich so unermüdlich fremde Erfindungen aneigne wie die Türken, schrieb während der Herrschaft Süleymans der habsburgische Gesandte in Konstantinopel, Ogier Ghislain de Busbecq.<sup>20</sup> Der aus Lille stammende Diplomat im Dienste Kaiser Ferdinands I. war nur einer der zahllosen



Europäer, die ausführliche Berichte über ihre Reisen im Osmanischen Reich verfassten und dabei nicht selten wenig schmeichelhafte Vergleiche mit den heimischen Gepflogenheiten anstellten. So betonte Busbecq etwa die Disziplin, Loyalität und vor allem die Genügsamkeit der osmanischen Truppen im Gegensatz zu den Soldaten des Kaisers, die, wie der Flame zu wissen glaubte, den größten Teil des Tages mit üppigen Mahlzeiten im Lager verträdelten und ständig irgendwelche Ansprüche stellten. Er erschreckte vor der Zukunft, wenn er die Eintracht, Ordnung, Ausdauer und die vollendete Waffenkunst der Türken mit den traurigen Zuständen auf christlicher Seite vergleiche, klagte Busbecq. »Sie sind gewohnt zu siegen, wir besiegt zu werden.«<sup>[21]</sup>

Der deprimierende Zustand militärischer Unterlegenheit sollte noch gut ein Jahrhundert Bestand haben, ehe es dem kaiserlichen Feldherrn Raimondo Montecuccoli im Jahre 1664 gelang, bei St. Gotthard-Mogersdorf im Burgenland zum ersten Mal ein osmanisches Heer zu schlagen. Der Sieg des vereinigten christlichen Heeres, dem auch ein kleines französisches Korps angehört hatte, war freilich kein Zufall. Hinter den Europäern lag ein schwer erkämpfter Modernisierungsprozess, in dem es den Landesherren gegen den Widerstand ihrer Stände gelungen war, Territorialstaaten mit einer effektiven Finanz- und Militärbürokratie aufzubauen. Erstmals war nun auch der Unterhalt einer bedeutenden stehenden Heeresmacht möglich. Waren habsburgische Feldtruppen schon während des sogenannten Langen Türkenkrieges (1593 – 1606) entgegen der bisherigen Praxis auch während der Winterpause unter den Fahnen gehalten worden, so ordnete ein Dekret Kaiser Ferdinands III. im Jahre 1649 an, dass trotz der Westfälischen Friedensschlüsse zukünftig etwa ein Drittel der kaiserlichen Kriegsvölker auch im Frieden einsatzbereit gehalten werden sollte.<sup>[22]</sup> Schon ein halbes Jahrhundert zuvor hatten Niederländer und Schweden damit angefangen, ihre Truppenkörper mit massivem Drill zu militärischen Maschinerien abzurichten. Den Impuls zu diesen Anstrengungen lieferten allerdings nicht etwa die Osmanen, damals immer noch die größte Militärmacht in Europa, sondern die wiederentdeckten antiken Militärschriftsteller und der römische Stoizismus.<sup>[23]</sup> Starke Ansätze einer militärischen Professionalisierung sieht Ronald G. Asch allerdings auch schon in den Armeen Spaniens, die unter Ambrosio Spinola jahrzehntelang gegen die niederländischen Generalstaaten kämpften.<sup>[24]</sup> Einer der Protagonisten des neuen *miles*

*perpetuus* in den österreichischen Erblanden war der aus dem Herzogtum Modena stammende Feldmarschall und spätere Hofkriegsrat Raimondo Montecuccoli. Die ständig bewaffnete Macht unter der vollen Kontrolle des Kaisers war eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Aufstieg des habsburgischen Länderkonglomerats zum österreichischen Kaiserstaat. Seit den 1680er-Jahren sollte es Wien mit wechselnden Alliierten glücken, sich in einem Zweifrontenkrieg gegen Frankreich und das Osmanische Reich zu behaupten. Aus den ungestümen Söldner- und Landsknechtshaufen waren inzwischen fest gefügte Regimenter geworden, deren Angehörige mit Steinschlossflinten und Bajonett kämpften und die mit ihrem disziplinierten Salvenfeuer jeden Janitscharenverband niederkämpfen konnten.<sup>25</sup> Zwischen 1683 und 1718 ließen die kaiserlichen Kriegsvölker unter einer Reihe von Ausnahmeheerführern und unterstützt von bayerischen, sächsischen oder brandenburgischen Kontingenten die osmanische Herrschaft über Ungarn nach anderthalb Jahrhunderten zusammenbrechen.

An die Stelle der anfänglichen lähmenden Türkenfurcht trat schon nach den spektakulären Siegen des Prinzen Eugen von Savoyen zunächst in Frankreich und den Niederlanden ein verklärendes kulturelles Interesse der europäischen Eliten an sogenannten Turquerien, in denen die Welt der Sultane, Wesire und Haremsdamen zu einem neuen Arkadien am Bosphorus mutierte.<sup>26</sup> Die jahrzehntelang betriebenen Sklavenjagden osmanischer Heere in Ungarn und den südöstlichen Gebieten des Reiches, denen Zehntausende von Europäern zum Opfer gefallen waren, schienen da schon längst vergessen.

Nicht eine im Kreuzzugsideal vereinigte europäische Christenheit, sondern allein mächtige Territorialstaaten als frühe Vorstufen der späteren Nationalstaaten hatten diese noch zu Luthers Zeiten kaum für möglich gehaltene Wende der Kräfteverhältnisse herbeigeführt. Europa als Summe seiner sich formierenden Staaten erwies sich trotz aller Rivalitäten untereinander als eine kaum besiegbare Macht. Wissenschaft und technischer Fortschritt, von den im ständigen Wettbewerb stehenden Fürsten Europas eifersüchtig gefördert, sorgten damals dafür, dass der einstige Schrecken der europäischen Christenheit im Verlauf des 19. Jahrhunderts zum weithin bemitleideten »kranken Mann am Bosphorus« mutierte.<sup>27</sup> Nach der Neuordnung Europas im Jahre 1815 trat endgültig das Zarenreich als Hauptgegner der Osmanen an die Stelle Österreichs und

zwang die Sultane hinter die Donaulinie zurück. Die Armeen Russlands führten seit Peter dem Großen in zwei Jahrhunderten insgesamt acht Kriege gegen die »Hohe Pforte« und standen im Winter 1877 vor den Toren Konstantinopels.<sup>28</sup> Bereits im Krimkrieg von 1853 – 1856 hatten Frankreich und Großbritannien dem Sultan militärisch beispringen müssen, um Russlands alten Traum von einer christlichen Messe in der Hagia Sophia zu vereiteln. Im Kampf um das osmanische Erbe auf dem Balkan waren aus den ehemaligen Verbündeten Österreich und Russland längst erbitterte Rivalen geworden, die im Sommer 1914 auch vor der letzten Eskalation nicht zurückschreckten. Beide Imperien wie auch das längst zum Torso geschrumpfte Osmanische Reich sollten am Ende des vierjährigen Ringens endgültig aus der Geschichte verschwinden. Dies alles war freilich zu Zeiten Ogier Ghislain de Busbecqs kaum vorhersehbar gewesen, wohl aber ließ sich der Aufstieg des Westens damals durchaus schon erahnen, wenn etwa der aufmerksame Beobachter im Dienste Habsburgs verblüfft notierte, dass sich die Türken bisher noch nicht zum Druck von Büchern hatten entschließen können.<sup>29</sup>

# **Teil I**

## **Ein Weltreich des Schreckens**

# 1 Prolog an Save, Drau und Mur

## Die Türkeneinfälle in Krain, Kärnten und der Steiermark 1469 – 1494

»Die türkischen Jäger [Akıncı] sind Freiwillige, und sie nehmen an den Feldzügen freiwillig und zu ihrem eigenen Nutzen teil. Die anderen Türken nennen sie çoban, das heisst Schafhirten, denn sie leben von Schafen oder anderem Vieh. Sie züchten ihre Pferde und warten darauf, dass man sie zu einem Feldzug einberufe. Dann sind sie auf der Stelle bereit und man braucht ihnen weder Befehle zu erteilen, Sold zu zahlen, noch für ihre Verluste einzutreten. Wenn einer einmal nicht einrücken will, dann leiht er einem anderen sein Pferd für die Hälfte der Beute.«

*Memoiren eines Janitscharen oder Türkische Chronik*<sup>[1]</sup>

Im Jahre 1476 erschien in der freien Reichsstadt Augsburg die erste gedruckte Ausgabe der *Reisen des Johannes Schiltberger aus München in Europa, Asien und Afrika*. Der damals längst verstorbene Verfasser hatte sich 1396 im Alter von 16 Jahren als Schildknappe des bayerischen Ritters Linhart Reichartinger dem Kreuzzug gegen die osmanischen Türken zur Rettung Konstantinopels angeschlossen. Schiltberger konnte nicht ahnen, dass es der Aufbruch zu einer jahrzehntelangen gefährlichen Odyssee unter den »Heiden« Asiens war.

Die Ursprünge der neuen islamischen Großmacht, mit der sich die damals donauabwärts ziehenden Kreuzfahrer messen wollten, lagen im nordwestlichen Anatolien. Dort, in der ehemals byzantinischen Stadt Bursa, befinden sich bis heute in einem erst 1863 errichteten Mausoleum die Gräber des legendären Staatsgründers Osman und seiner Nachfolger.<sup>[2]</sup> Kaum zwei Dekaden nach Osmans Tod, der auf das Jahr 1324 oder 1326 fiel, hatten seine Nachfolger mit Kallipolis (Gallipoli) an der Südspitze der Dardanellen die erste Stadt auf europäischem Boden in ihre Hand gebracht.

Nur rund 40 Jahre später, als der junge Schiltberger den Entschluss fasste, sich dem Kreuzzug anzuschließen, waren die Osmanen bereits zur beherrschenden Macht der Ägäis und des Balkans aufgestiegen. Konstantinopel, die alte griechische Kaiserstadt am Bosphorus, war vollkommen eingekreist, und die stolzen Erben Justinians fristeten ihr Dasein als bettelarme Vasallen der Türken.

Immer wieder hatten die Sultane und Nachfolger Osmans auf ihren beispiellosen Siegeszügen in Europa und Asien von der Uneinigkeit ihrer christlichen oder turkmenischen Rivalen profitiert. Den besiegten Völkern bot der osmanische Staat bei rechtzeitiger Unterwerfung nach Jahrzehnten zermürender Kleinkriege erstmals wieder politische Stabilität und sogar ungestörte Religionsausübung.<sup>3</sup> Besonders der stolze Klerus der griechisch-orthodoxen Kirche zog diesen Zustand einer von den Päpsten im Tausch gegen militärischen Beistand geforderten Kirchenunion vor. Zwischen Lateinern und Griechen herrschten seit den Tagen des Vierten Kreuzzuges (1204) und dem Sturm auf die Kaiserstadt Misstrauen und sogar unversöhnlicher Hass.<sup>4</sup>

Selbst wenn die Zwecktoleranz der neuen osmanischen Herren nur den Bestand und die Einheit der orthodoxen Kirche garantierte, nicht aber die Anerkennung des Christentums als gleichrangiger Religion einschloss, hob sie sich gleichwohl deutlich von der intoleranten Religionspolitik in der lateinischen Staatenwelt ab. Neben dem religiösen Pragmatismus bildete das osmanische Heer die zweite Säule der stetig wachsenden Großmacht. Seine beachtliche Schlagkraft verdankte es einer hochbeweglichen Truppe von leicht gepanzerten Reitern, die als *Sipahis* bezeichnet wurden und ihre Kriegseinsätze aus den Einkünften ihrer nicht erblichen Pfründen (*timare*) bestritten. Besonders aber die unter dem Namen Janitscharen (*yeniçeri* = neue Truppe) zusammengefasste Elite-Infanterie bildete jahrhundertlang als fest besoldete und dauernd unter Waffen gehaltene Truppe das Rückgrat der Armee des Sultans. Die Rekrutierung dieser nach dem Vorbild der ägyptischen Mameluken aufgestellten Streitmacht erfolgte fast ausschließlich durch die erstmals um 1395 belegte *devşirme*, der unter den unterworfenen Balkanvölkern gefürchteten und zutiefst verhassten Knabenlese. Etlichen der aus christlichen Familien entführten Knaben glückte es allerdings, entweder auf direktem Wege oder als Seiteneinsteiger nach ihrer Zwangskonvertierung in hohe Positionen des multiethnischen

islamischen Staates aufzusteigen. Anders als in den Feudalstaaten des lateinischen Westens war die niedere soziale Herkunft eines geeigneten Kandidaten keine unüberwindbare Barriere auf dem Weg zu machtvollen Positionen im Dienst des Sultans. Selbst die alten Eliten des Balkans zeigten wenig Scheu, sich den neuen Herren anzudienen. Ein hochrangiger Befehlshaber (*Beylerbey*) der Sipahis, der an der Spitze seiner Truppen in einer Schlacht gegen die Perser fiel, war sogar ein Angehöriger des byzantinischen Kaiserhauses der Palaiologen.<sup>5</sup> Ohne die zahllosen Überläufer aus Griechenland, Italien oder Spanien wäre den Osmanen der Aufbau einer schlagkräftigen Kriegsflotte, die sogar den Venezianern Paroli bieten konnte, kaum möglich gewesen, und es waren schließlich Fachleute aus Deutschland, die den Sultanen beim Aufbau einer modernen Artillerie halfen.

Über diesen mächtigen Gegner wussten die Kreuzritter aus Frankreich und Deutschland so gut wie nichts. Siegesgewiss zogen sie im Sommer 1396 unter der Führung des Erbprinzen von Burgund, Graf Johann von Nevers, nach Ungarn, um sich dort mit den Truppen des ungarischen Königs Sigismunds zu vereinigen. Die unerfahrenen französischen Ritter glaubten es gar nur mit anatolischen Wegelagerern zu tun zu haben, die man auf dem Weg nach Konstantinopel und Jerusalem wie lästige Mücken einfach verscheuchen würde. So war der Untergang des christlichen Heeres vor der Donaufestung Nikopolis am 25. September 1396 im Rückblick kaum überraschend. Der junge Schiltberger war an diesem Unglückstag zunächst in die Gefangenschaft des siegreichen Sultans Bayezid I. geraten und hatte tags darauf ansehen müssen, wie mehrere Tausend seiner gefangenen Kameraden vor den Augen des Osmanenherrschers ermordet wurden. Schiltberger selbst war wohl nur wegen seiner Jugend von den Türken verschont worden.<sup>6</sup> Sechs Jahre später befand sich der Bayer, der inzwischen als Reitknecht in der Armee des Sultans dienen musste, in der Schlacht bei Ankara (Angora) erneut auf der Seite der Verlierer und geriet dieses Mal in die Hände des siegreichen Turkmenenführers Timur Lenk (Timur der Lahme). In dessen Gefolge musste der unglückselige Schiltberger noch einmal an etlichen Kämpfen und Feldzügen in Zentralasien teilnehmen, ehe ihm schließlich 30 Jahre nach der Katastrophe von Nikopolis die Flucht über das Schwarze Meer nach Konstantinopel

glückte. Aus der damals noch von den Griechen gehaltenen Hauptstadt des byzantinischen Restreiches gelangte er über Bulgarien und Siebenbürgen schließlich wieder in seine bayerische Heimat. Schon bald nach seiner Rückkehr dürfte sich Schiltberger an die Niederschrift seiner abenteuerlichen Erlebnisse gemacht haben. Ein erstes fertiges Manuskript erschien wohl schon im Jahre 1440, fand aber offenbar unter seinen Landsleuten zunächst keine besondere Resonanz. Noch zu fern schienen den meisten Zeitgenossen die darin geschilderten Erlebnisse in den von »türkischen Heiden« bevölkerten Gebieten des Balkans und Anatoliens.

Kaum eine Generation später hatte sich die politische Lage jedoch dramatisch verschärft, und Schiltbergers Darstellungen erlebten nach ihrem erstmaligen Druck sogleich noch mehrere Auflagen. Schon die Eroberung Konstantinopels durch die Truppen Sultan Mehmeds II. am 29. Mai 1453 hatte an vielen europäischen Höfen von Paris bis Prag einen Schock ausgelöst und nochmals alte Kreuzzugsfantasien wiederbelebt.<sup>[7]</sup> In Lille feierte Herzog Philipp der Gute mit pomphafter Inszenierung das Fasanenfest und ließ seine Ritter feierlich das Kreuzzugsgelübde leisten. Dagegen soll sich Kaiser Friedrich III. nach Erhalt der Unglücksbotschaft tagelang trauernd und betend in die Gemächer seines Grazer Schlosses zurückgezogen haben.<sup>[8]</sup> Zu einer militärischen Reaktion fühlte sich der Habsburger allein zu schwach. Ein wohl in seinem Auftrag verfasstes Lied wider die Türken aus der Feder von Balthasar Mendelreiss, eines der ersten seiner Gattung, fand allerdings unter den deutschen Fürsten kaum Gehör. Trotz einer beschwörenden Rede des kaiserlichen Sekretärs und späteren Papstes (Pius II.), Enea Silvio Piccolomini, vertagte sich der im Oktober 1454 wegen der Türkengefahr in Frankfurt zusammengetretene Reichstag ohne Beschluss auf das nächste Jahr.<sup>[9]</sup> Vor allem im Westen und Norden des Reiches glaubten nur wenige Reichsstände, dass der Türke, wie es in Mendelreiss' »Türkenschrei« hieß, bald auch »zu uns gar nehent kommen«.<sup>[10]</sup> Selbst der Appell des über die Alpen gereisten päpstlichen Legaten, Kardinal St. Angelo, an die »Ehre der deutschen Nation« schien da wenig zu fruchten.

Dass die ermutigende Vorhersage in Mendelreiss' Lied, »die Türken werden alle zerstreut, in kurzer Zeit verdrungen«, nicht nur ein frommer Wunsch blieb, war allein den feurigen Kreuzfahrtpredigten des Johannes von Capestrano zu verdanken, mit denen der redegewaltige Minorit im Auftrag des Papstes überall in Europa seine Zuhörer zu fesseln verstand.



Tatsächlich konnte der unermüdliche Italiener im Sommer 1456 sogar unter den Ungarn, deren Landessprache er gar nicht mächtig war, eine beachtliche Menge aus Bauern, Handwerkern, niederen Klerikern und Studenten, darunter auch viele Deutsche, unter seiner Fahne versammeln. Capestranos bunte Truppe gelangte Mitte Juli gerade noch rechtzeitig in das belagerte Belgrad, um die Erstürmung des ungarischen Bollwerks am Zusammenfluss von Donau und Save durch die Armee Sultan Mehmeds II. zu verhindern. Schon hatten sich die wenigen Ritter unter dem legendären Türkenbekämpfer und ungarischen Reichsverweser János Hunyadi, der angesichts der sturmreif geschossenen Mauern die Stadt als verloren ansah, wieder über die Donau zurückgezogen. Da gelang es Capestranos in Belgrad zurückgebliebenen »Volkskreuzern« in der Nacht zum 22. Juli 1456, die bereits durch die Breschen in die Festung eingedrungenen Gegner im Straßenkampf zurückzuwerfen und etliche der sich erschöpft im Stadtgraben sammelnden Türken mit Pech und Reisigbündeln zu verbrennen. Von ihrem nächtlichen Erfolg berauscht, schritt die Bürger- und Bauernarmee unter ihrem schon 70-jährigen Anführer am Mittag des nächsten Tages sogar zum Gegenangriff auf das Lager des Sultans und bereitete dem Eroberer Konstantinopels nur drei Jahre nach seinem größten Triumph eine vollständige und schmerzliche Niederlage. Nicht zum letzten Mal hatte der überraschende Erfolg einer Armee aus Unterprivilegierten die militärische Schwäche der spätmittelalterlichen europäischen Eliten schlagend erwiesen. Bescheiden erklärte jedoch der Sieger Capestrano in seinem Bericht an Papst Calixt III. die wunderbare Wendung durch seine »Volkskreuzer« ganz im Stile der alten Kreuzzugsrhetorik (*deus lo vult*) als das alleinige Werk Gottes.<sup>[1]</sup>

Der in ganz Europa bejubelte Erfolg verschaffte dem Kreuzzugsgedanken eine allerletzte Renaissance. Noch jahrelang erinnerte das von Calixt in der lateinischen Christenheit angeordnete Mittagsläuten an die glückliche Verteidigung von Belgrad. Als allerdings im Sommer 1464 Tausende von Deutschen dem Ruf seines Nachfolgers, Papst Pius II., gefolgt waren und sich in der Adriastadt Ancona zur Einschiffung eingefunden hatten, mussten sie ernüchert feststellen, dass weder Geld, Ausrüstung noch überhaupt Schiffe vorhanden waren. Die Fürsten und Herren hätten nicht gewollt, hieß es resignierend in einer Chronik der Hansestadt Lübeck, aus

der sich angeblich 2000 Freiwillige auf den weiten und beschwerlichen Weg nach Italien gemacht hatten.<sup>12</sup> Tatsächlich waren die um Unterstützung entsandten Legaten des Papstes an den europäischen Fürstenhöfen nur belächelt worden. Als schließlich die Kriegsflotte der Venezianer am 12. August 1464 doch noch in Ancona eintraf, war in der Stadt die Pest ausgebrochen und Pius II. lag bereits im Sterben.<sup>13</sup>

Ob sein Kreuzzug überhaupt eine Wende der Geschehnisse hätte bewirken können, ist mehr als fraglich. Die über schier unerschöpfliche Kräfte verfügende osmanische Militärmacht schien auf ihrem Weg ins Zentrum Europas kaum noch aufzuhalten. Im Kampf gegen den Rivalen Venedig hatten Mehmeds Armeen zwischen 1459 und 1463 die Königreiche der Serben und Bosnier unterworfen und ihre Hand nach dem venezianischen Dalmatien ausgestreckt. Nur sechs Jahre später stand der »Türke« schließlich an der südöstlichen Reichsgrenze und bedrohte erstmals die habsburgischen Erblände.

Zu Pfingsten 1469 drang ein starkes Streifkorps irregulärer bosnischer Reiterei entlang der Save in das damals noch mehrheitlich von einer deutschsprachigen Bevölkerung bewohnte Herzogtum Krain ein. Diese sogenannten Stürmer (*Akıncı*) sollten von den Bewohnern der heimgesuchten Gebiete noch jahrhundertlang als »Senger und Brenner« wie der Teufel gefürchtet werden. Die beutegierige Horde schlug bei Möttling, dem heutigen Metlika in Slowenien, etwa zwei Wochen lang ihr Basislager auf und zog von dort, in zwei Gruppen aufgeteilt, plündernd durch das Umland bis hinauf nach Laibach. Mehr als 20 000 Menschen sollen die »possen Hundt« nach der zeitgenössischen Chronik des Techelsberger Pfarrers Jakob Unrest entweder getötet oder als Sklaven verschleppt haben.<sup>14</sup> Der fleißige Kärntner Chronist lieferte dabei auch schon die Blaupause für alle späteren Schilderungen türkischer Grausamkeiten. Frauen seien in ihren Kindbetten ermordet und Säuglinge auf Zäune gespießt worden. Der unter Klerikern gerne bemühte Topos des Kindermordes von Bethlehem lebte wieder auf, wenn es galt, die »Türken« als besonders grausame Teufel anzuprangern. Zum Glück für die übrigen Bewohner Krains hatten die Eindringlinge bald in Erfahrung gebracht, dass Kaiser Friedrich III. um Graz beträchtliche Truppen versammelte. Dass der Habsburger diese Kräfte freilich nicht zum Kampf gegen die äußeren Feinde verwenden wollte, sondern für seine Fehde gegen den Grafen Andreas

Baumkirchen, der im Auftrag des Ungarnkönigs Matthias Corvinus ebenfalls die österreichischen Erblände verheerte, konnten die Invasoren nicht wissen. Die erbitterte Rivalität des Kaisers mit dem ältesten Sohn János Hunyadis, der als Kriegsherr, Kunstmäzen und Volkstribun wohl zu den bedeutendsten Herrschergestalten der Renaissance zählte, sollte für zwei Dekaden die Türkenabwehr des Reiches erheblich belasten. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, dass Corvinus selbst den Osmanen den Durchzug durch Kroatien gestattet hatte.

Fürs Erste allerdings brachen die »Senger und Brenner« vorsichtshalber ihren Mordzug ab, um sich mit ihrer Beute über den Grenzfluss Kolpa wieder nach Bosnien zurückzuziehen. An einem Kampf gegen ein reguläres militärisches Aufgebot waren die *Akıncı* nicht interessiert. Selten bestürmten sie verteidigte Wehranlagen und erlitten, wenn sie doch den Versuch unternahmen, erhebliche Verluste. Als unbezahlte Kämpfer im Heer des osmanischen Sultans waren die großteils aus zweifelhaften Existenzen bestehenden Streifscharen, die wegen ihrer von jedem Mann mitgeführten Stricke und Beutesäcke auch häufig als »Sackleute« oder »Sackmänner« bezeichnet wurden, auf regelmäßige Beute angewiesen. Unbemerkt von ihren Nachbarn, pflegten sie bei Dunkelheit in aller Stille zu ihren Raubzügen aufzubrechen und ritten dabei nach dem Zeugnis des Klerikers Georg von Ungarn mit solchem Ungestüm, dass sie in einer einzigen Nacht, nur mit dem Allernotwendigsten belastet, gleich drei oder gar vier Märsche auf einmal bewältigten.<sup>15</sup> Die meisten dieser außergewöhnlichen Reiter stammten aus dem erst kürzlich unterworfenen Bosnien, dessen katholische Bewohner sich, anders als die orthodoxen Serben, Griechen oder Bulgaren, in erstaunlich kurzer Zeit und sogar meist freiwillig dem Islam angeschlossen hatten.<sup>16</sup> Den wiederholten Raubzügen dieser Grenzer lag nicht einmal ein grundsätzlicher Kriegsbeschluss des Sultans zugrunde. Nach islamischer Lehre gehörte dem Großherrscher das Land der »Ungläubigen« ohnehin, und das Plündern und Zerstören von Dörfern und Kirchen mochte vielleicht den christlichen Kaiser gegenüber seinen Forderungen gefügiger machen. Auf dieselbe grausame Logik des Verwüstens von Untertanenbesitz stützte sich ja auch seit alters her in der lateinischen Christenheit das feudale Rechtsmittel der Fehde, das erst durch den Ewigen Landfrieden von 1495 allgemein geächtet wurde.<sup>17</sup>

Der kurze Einfall der *Akıncı* in das Herzogtum Krain war nur der Auftakt einer nicht abreißenden Kette weiterer Raubzüge, die sich zwei Jahre später auch auf die benachbarten Herzogtümer Kärnten und Steiermark ausdehnten und schonungslos das militärische Unvermögen der lokalen Reichsstände offenlegten. Ehe sich die in den größeren Orten residierenden Hauptleute mit ihren jeweils wenigen Dutzend Berittenen und Fußknechten an den bezeichneten Stellen sammeln konnten, waren im Savetal zwei Mönchsklöster, zwei Dutzend Pfarrkirchen und rund 200 Dörfer oder Marktflecken in Flammen aufgegangen. 5000 Menschen sollen damals in die Sklaverei verschleppt worden sein.

Ende 1471 führte die allen deutlich gewordene Türkengefahr ein weiteres Mal zu einer Beratung des in Regensburg zusammengetretenen Reichstages. Die Ergebnisse der als »großer Christentag« bekannt gewordenen Versammlung fielen allerdings trotz etlicher Brandbriefe aus den verwüsteten Regionen nur bescheiden aus. Weitausgreifende Pläne zu einem neuen großen Türkenkrieg aller christlichen Mächte, wie sie zuletzt noch 1459 auf Betreiben Papst Pius' II. auf dem Kongress von Mantua geschmiedet worden waren, fanden inzwischen kaum noch Befürworter, doch ebenso fehlte die pragmatische Bereitschaft zur kraftvollen Verteidigung des bedrohten Reichsgebietes. Die hohe Regensburger Versammlung aus 48 Bischöfen, 28 Fürsten, darunter die Herzöge von Sachsen und Bayern, sowie 65 Grafen und 80 anderen Reichsständen debattierte zwar lange und ausführlich. Am Ende vermochte sie sich jedoch nur darauf zu verständigen, zur Verteidigung der südöstlichen Reichsgrenze ein bescheidenes Heer von 10 000 Mann ins Feld zu stellen, dessen Erhaltung durch die Einführung eines »Türkenzehnten« sichergestellt werden sollte.<sup>18</sup> Selbst wenn diese Streitmacht jemals versammelt worden wäre, hätte sie angesichts der von den argwöhnischen Reichsständen erzwungenen Auflage, keine Gegenstöße auf türkisches Gebiet zu führen, die bedrohten Grenzregionen kaum wirksam schützen können.

So blieb die Bevölkerung der habsburgischen Erblande auf sich selbst angewiesen, als die Horden der *Akıncı* schon im darauffolgenden Sommer in einer Stärke von 12 000 Reitern zurückkehrten und rasch entlang der Drau zwischen Marburg, Pettau und Windischgraz in die Steiermark vordrangen. Nach bekanntem Muster ermordeten sie die Alten und Kleinkinder und verschleppten etwa 2000 Menschen im besten Alter in die

Sklaverei. Im September 1473 erschienen die *Akıncı* erneut vor Windischgraz, zersprengten sogar ein Aufgebot lokaler Waffenträger und zogen sich schließlich mit reicher Beute über Krain und Kroatien nach Bosnien zurück.<sup>19</sup> Selbst die unwegsamsten Gebirge schienen für die räuberischen Eindringlinge kein Hindernis. Die *Akıncı* scheuten sich nicht, ihre Pferde an Stricken von Fels zu Fels in die Täler hinunterzulassen. Im Juli 1478 umgingen sie das Kommando, das den Loibl-Pass mit der einzigen Straße aus dem Herzogtum Krain nach Kärnten sperrte, indem sie in halsbrecherischer Weise die flankierenden Felswände hinaufkletterten und die konsternierten Verteidiger im Rücken fassten.

Vereinzelte mutige Aktionen wie die des Hauptmanns von Radkersburg, Sigmund von Polheim, der am 24. August 1475 mit nur 450 Mann die Türken auf dem Kaisersberg an der Sottla angegriffen hatte, vermochten den wachsenden Unmut der Bevölkerung über die wiederholte Untätigkeit des lokalen Adels kaum zu besänftigen. Da die meisten Grundherren und selbst die Ritter des von Kaiser Friedrich III. zur Türkenabwehr gegründeten St.-Georgs-Ordens unter ihrem Hochmeister Johannes Siebenhirter es vorzogen, sich unter dem Hohngelächter der türkischen Streifscharen in ihren Burgen zu verschanzen,<sup>20</sup> schlossen sich im Frühjahr 1478 die Bauern entlang der Drau zum sogenannten Kärntner Bauernbund zusammen. Von der Obrigkeit im Stich gelassen, die für ihre »armen Bauern und Bürger« nicht mehr als ein »getreues christliches Mitleiden« übrig zu haben schien,<sup>21</sup> waren die Bündner entschlossen, nunmehr selbst die räuberischen Eindringlinge zu bekämpfen. Als sich ihr Haufe jedoch am 26. Juli 1478 bei Goggau nördlich von Klagenfurt den heranziehenden *Akıncı* zum Kampf stellen wollte, ergriffen die meisten der 3000 Bauern angesichts des furchteinflößenden Feindes die Flucht. Umgangen und schließlich von allen Seiten angegriffen, erlitt der tapfere Rest eine vernichtende Niederlage. Der Techelsberger Pfarrer Jakob Unrest, durchaus ein Kritiker der schwächlichen Türkenpolitik des Kaisers, vermochte in dem Untergang der schlecht bewaffneten Bauern, die sich ihre militärische Funktion gegen den Willen der Obrigkeit angemäßt hatten, nur ein himmlisches Strafgericht zu sehen. Dem Abzug der »Türken« folgte ein nicht minder brutales Strafgericht der weltlichen Obrigkeit an den zunächst entkommenen Bauern und ihren Anführern.<sup>22</sup>

Der grassierenden »Türkennoth« war mit der Wiederherstellung der hierarchischen Ordnung freilich kaum Einhalt geboten, und gegen Ende eines weiteren unheilvollen Sommers voller Zerstörung, Mord und Verschleppung wagten die Krainer Stände in deutlichen Worten eine bemerkenswerte Kritik an der anhaltenden Untätigkeit des Kaisers. Er möge sich endlich aus dem Schlafe erheben, in dem er nach Leibeslust lange genug gelegen habe, hieß es in einer auf den Martinitag 1478 datierten Eingabe an das Oberhaupt des Reiches.<sup>23</sup>

Die ungewöhnliche Ermahnung, die sogar mit der Drohung verknüpft war, dem Kaiser den Untertanengehorsam aufzukündigen, wenn nicht bald Besserung eintrete, blieb offensichtlich ungehört. Als Kärnten und die angrenzende Steiermark im Sommer 1480 den wohl größten Türkeneinfall erlebten und insgesamt 50 000 *Akıncı*, in drei Haufen geteilt, ein weiteres Mal die beiden Herzogtümer heimsuchten, konnten sie wieder ungestört das gesamte Gebiet östlich von Judenburg an der Mur plündern. Nicht ein einziges Mal war es in den zurückliegenden zehn Jahren den verantwortlichen Reichsständen gelungen, den hochbeweglichen Räubern wirksam entgegenzutreten. Zu behäbig erfolgten ihre Reaktionen und oft genug blieben sie auch ganz aus. Die Obrigkeit des spätmittelalterlichen Reiches erwies sich als militärisch überfordert, und erbitterte Klagen über den Hochmut, die Eitelkeit und die Prunksucht des deutschen Adels wurden vielerorts laut. Davon schienen sich die immer wieder bezeugte Sittenstrenge der islamischen Türken und der angebliche Gerechtigkeitsinn des Sultans, dem manche Kritiker sogar ein offenes Ohr für die Beschwerden seiner Untertanen nachsagten, wohlthuend abzuheben.<sup>24</sup> Bereits um 1458 hatte das Fastnachtsspiel eines Nürnberger Autors namens Hans Rosenplüt offen von der »*Kristen unglück*« gesprochen und die »*große schant*« des Adels beklagt, der die Dinge »*nit künne wenden*«. Das bizarre Stück drehte sich um das Erscheinen des *türkisch Keiser* in Deutschland, »*dem vil großer clag für kommen sind*«, weshalb er die zerrüttete Ordnung wiederherstellen wollte, wozu ihm zwei Nürnberger Bürger auch freies Geleit in ihre Stadt anboten.<sup>25</sup>

In den geschundenen Grenzgebieten des Reiches weitab von der sicheren Frankenmetropole dürfte man freilich über derartige Gedankenspiele eher den Kopf geschüttelt haben. Hier hatten die Überfälle der »Senger und Brenner« beinahe jede Ordnung zerstört, und das Wüten